




CHRISTIAN SCHMIDT

ROSEN
FÜR
MEDEA

 edition fischer

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G. Fischer

Christian Schmidt

Rosen
für Medea



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014 R. G. Fischer Verlag
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Palatino 11°
Herstellung: ef/Lo
Printed in Germany
ISBN 978-3-89950-852-9 PDF

Inhalt

Zueignung	7
Vorwort	9
Der Erzähler / Jan Braaderup	12
Danaë	34
Zeus und Chaldene	41
Narkissos und Echo	92
Die Zauberkraft der Wünsche	103
Minah im Rosenland	107
Die Mondkinder	116
Der Weihnachtsmarkt in Frankfurt am Main	125
Der Blutteppich	147
Andromeda	157
König Kandaules oder Gyges und sein Ring	168
Der vorletzte Schütze	180
Requiescat in pace	192
Scherben	196
Die liebe Technik	201
Noblesse oblige	204
Im Grand Hotel	209
Der Reiter und die Joggerin	213
Novemberimpressionen	217
Schöne neue Welt?	228
Zufall und Notwendigkeit	231
Ich-Bewusstsein?	234
Nachts im Krankenhaus	241
Rosen für Medea	247
Atalante	255
Alhambramärchen	292
Aktaion oder der unerlaubte Blick	297
Pygmalion	307
Vom Fliegen	329
Amazon	336
Der Perlenwerfer	352

Die Seekönigin	356
A5 – Frankfurt-Basel	365
Der Wanderer in der Wüste	378
Der verschlossene Korb	380
»Valtari«	383
Radiologie hat nichts mit dem Radio zu tun	391
Nachwort	397

Zueignung

Du, liebe Mutter, hast stets die alten Werte gelebt. »Üb immer Treu' und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab« war eines der ersten Lieder, das ich dich singen hörte. Wie ein Leitmotiv zog es sich durch dein Leben, »bis an dein kühles Grab«.

Du hast mir eine wundervolle Kindheit beschert und mich den rechten Weg gelehrt. Und du hast mir ein Geschenk gemacht, ein einmaliges, großes Geschenk. Du gabst mir die Fähigkeit zu träumen, zeigtest mir eine Welt, die außerhalb des realen Lebens in unserer Phantasie ist. Sie gehört uns, diese Traumwelt. In ihr ist alles so, wie wir es uns wünschen.

Du hast sie mir in die Wiege gelegt oder mit der Muttermilch eingeflößt. Ich bin dir sehr dankbar für diese »Wegzehrung« durch das Leben, auch wenn sie mit unsagbaren Schmerzen bezahlt werden muss, wenn die Traumwelt auf die Realitäten trifft.

Ich habe dieses Buch für dich geschrieben. Aus Dankbarkeit und weil ich weiß, dass es dir gefallen hätte.

Du findest alles wieder, was du mir beigebracht hast, was du mich gelehrt hast.

Die vielen Bücher, die du mir zum Lesen gabst, bilden die Ausgangspunkte meiner Gedankenbahnen, sind das Fundament, auf dem alles steht.

So ist das Buch nicht nur ein Stück von mir, sondern ein Stück von uns.

Meine Handlungen suchen oft das Land, in dem die Gipfel der Berge mit dem Himmel sprechen, wo Trolle, Feen und Nymphen leben und das Einhorn unter sternenklaarem Himmel im Mondlicht auf der Wiese steht.

Wir haben den Blick für das Phantastische, Traumhafte verloren, obwohl es sich harmonisch in die wirkliche Welt einbringt.

Wer mit offenen Augen wandert, wird erkennen, wie schön sie ist und wie wunderbar die Geschöpfe sind, die sie bewohnen.

Beide Welten sind fest miteinander verzahnt. Das Alte, das Märchenhafte, das Wahre und das Gute sind keine Medienhypes, sie waren früher und sind noch heute. Man muss sie nur sehen.

Du, liebe Mutter hast mich dieses Sehen gelehrt, hast mir gezeigt, wie man dorthin gelangt und dennoch in der Welt ist.

Ich habe in dem Buch versucht, dem Alten ein neues Gewand zu geben, damit es lebt, überlebt und nicht verloren geht.

Vorwort

Ich kann bei dem, was ich vorhabe, nicht auf erlernte Künste zurückgreifen, denn ich bin von Beruf Arzt.

Das Schreiben, der Reiz und Ernst des Wahren und die Schönheit der trügerischen Illusion kommen aus dem Herzen. Das Nebelland, das Phantastische, war mir immer wertvoller, als die klare, oft sehr raue Wirklichkeit.

Mit dem Netz der Phantasie fange ich die schönsten Fische, deshalb bin ich froh, meine Phantasieträume über die Zeit gerettet zu haben.

Wenn die Wirklichkeit eine Mülltonne, eine robuste, schwarze Kunststoffbox mit Deckel ist, aus der es stinkt, ist es höchste Zeit, sie mit Duftrosen zu umpflanzen.

Wer sie umkippt und mit ausgestrecktem Moralfinger auf den Inhalt zeigt oder gar in ihm herumstochert, ist ein Dummkopf, denn der Kunststoff bleibt schwarz, es stinkt noch mehr, sein Gezeter kotzt jeden an – denn alle kennen den Inhalt. – Wie nutzlos.

Rosen sind Labsal für Augen und Nase. Sie erfreuen und verdecken den Gestank. Phantasielose Überflüssigkeit hat noch nie erfreut.

Die Wahl meiner Erzählerperspektive war sowohl sprachlich als auch psychologisch eine dramatische Entscheidung. Nach langem Ringen beschloss ich, nicht selbst in die Erzählung zu gehen, sondern Jan Braaderup erzählen zu lassen. Ausschlaggebend für das Vorhaben war, dass ich als Außenstehender immer alles gut im Blick behalte. Das gibt mir die Möglichkeit, meine Seele sprechen zu lassen, aber auch die, die ich mir immer gewünscht habe.

So wird der Erzähler zu einer Art Wunschspiegel, in dem ich mich als die Gestalt sehen kann, die ich gerne geworden wäre, beziehungsweise als das Selbstbildnis, das

ich anstrebe. Es ist der Versuch einer Selbstbetrachtung mit den Augen einer imaginären fiktiven Person.

Die Qualität des eigenen Wunschbildes ist immer unsicher. Betrachtet man sich mit den Augen des Außenstehenden, ist es leichter, auch wenn es subjektiv bleibt, denn die Gedanken des Erzählers durchlaufen erst mein Hirn, bevor er sie zu Papier bringt. Das rettet mich vielleicht vor zu viel Schärfe.

Da ich nicht in die Handlung eingreife, wähle ich einen Schreibstil, der mit dem Erzähler identisch ist, mir aber gleichzeitig entgegen kommt.

Der Erzähler heißt Braaderup, weil mir der Name einer kleinen Ansiedlung auf Sylt so gut gefallen hat.

Jan Braaderup ist ein gewöhnungsbedürftiger Typ. Nicht dass er auf den Tod wartet, sein Ziel ist aber auch nicht das pulsierende Leben. Das hat er weitgehend hinter sich und ist im Großen und Ganzen vom Ablauf enttäuscht. Trost findet er bei Cicero: Sic hortum bibliotheca nihil deerit. Wenn du einen Garten und eine Bibliothek hast, fehlt dir nichts.

Über den Garten hat er bereits ein Buch geschrieben, »Rhapsodie in Grün«, und weiß, dass namenlose Autoren keine Chance auf dem übergroßen Büchermarkt haben, was aber seine Freude am Schreiben in keinsten Weise schmälert.

Als Bibliophiler liebt er Bücher. Sie werden die Aufhänger für seine Erzählungen sein. Dadurch könnte der Eindruck entstehen, er ahme nach, was ihn nicht im Geringsten stört, denn in seinen Augen ist das erlaubt und durchaus ehrenwert. Schließlich ist alles Plagiat eines verlorenen Urmodells. Nicht die Nachahmung zählt, sondern dass sie gefällt.

Bücher sammelt er seit der Kindheit. Das hat zwangsläufig zu einer stattlichen Bibliothek geführt. Er hegt und pflegt sie und lebt in ihr, wenn es die Zeit erlaubt, und die erlaubt ihm in seinem neuen Lebensabschnitt viel.

Vorsicht ist geboten, wenn er denkt, denn er denkt anders. So schätzt er Friedrich Nietzsche mehr als Dichter, denn als Philosoph, weil er meint, er habe mit seiner Lyrik den entscheidenden Anstoß für die »Moderne« gegeben, während seine Philosophie versandet ist.

Das sollte zur Einführung genügen. Der Erzähler wird sich im weiteren Verlauf noch selbst hinreichend in Szene setzen.

Ich bin ein blonder Norddeutscher, schwermütig, mit einer sanften, verletzlichen Seele, geerbt von den rauhen Winden und vom Sturm des Lebens zerzaust. Kein leichter Mensch, sondern eher in mich gekehrt.

Meine Welt ist die Weite, das Meer, die Ewigkeit. In der Mittelmäßigkeit finde ich mich nicht zurecht. Wollte hoch hinaus, mit den Schwestern, den Möwen, zu den Sternen und konnte doch nie vom Boden abheben.

Ich tat meine Pflicht, »wie das Gesetz es befahl«, habe gelitten, bin in stummen Tränen zerfließen, habe gehofft und gebetet und das Schicksal verflucht. Wat hät mi dat nützt? Nichts. Jeder ist eben nur das, was er ist.

Mein Zuhause ist das Reich der Träume, der Illusionen, wenn man so will, meine eigene virtuelle Welt, die aber nicht das Geringste mit VR, Virtual Reality, zu tun hat.

Norddeutschland ist dem Land der Trolle, der Mystik des Waldes, der Märchen und Sagen sehr nah. Mag sein, dass deshalb meine Traumwelt wie ein Märchen ist.

Ich erzähle gerne von dem, was ich auf meinen Phantasieereisen erlebte. Deshalb hat alles einen märchenhaften Charakter. Im Phantastischen kenne ich mich aus, da schöpfe ich aus dem Vollen. Die Realität liegt mir weniger. Da ist es, als würde ich im ICE durch die Lande fahren, nur ab und zu ein kurzer Halt an irgendeinem Bahnhof.

Die wenigen punktuellen Impressionen reichen natürlich nicht für eine Bewertung. Dafür benutze ich auf den langen Fahrten viele Bücher.

Die meiste Zeit sitze ich am Schreibtisch und denke über Dinge nach, die immer zu kurz kommen, die aber dem Leben Glanz und Fülle geben.

Ich meine, in drei Welten zu leben. Die innerste Welt ist mit Abstand die wichtigste. Hier lebe ich mit meinen Zweifeln, mit Gott, mit der Liebe und dem kunstvollen Gebäude meiner Gedanken. Es ist die Welt, in der ich verzweifeln darf, mit der Faust an den Himmel schlage und unhörbar, aber in der Seele überlaut, rufe: Warum? Sag mir, warum? Hier poche ich mir auch selbst schuldbewusst an die Brust

und stelle resigniert fest, dass »wir allzumal Sünder sind und mangeln des Ruhms.« Das genügt. Den Rest des Apostels lasse ich immer weg, es stimmt auch so. Vielleicht sogar besser.

Die zweite Welt ist die, in die ich gegen meinen Willen, hineingeboren wurde, deren Aufgaben ich mich aber ohne zu murren stelle, weil es meine Bestimmung, mein Schicksal ist. Ich füge mich, lasse es walten und lebe von der Hoffnung.

Die dritte Welt, ja, die dritte ist die Welt an sich. Alles, was uns umgibt. Über die streite ich mich nicht gerne, weil letzten Endes keiner genau weiß. Ich habe aber über alles eine Meinung, die immer ein bisschen anders ist.

Mir ist viel daran gelegen, die Dinge außerhalb der vorgeschriebenen, normierten Denkgeregeln zu betrachten. Dabei ist es keineswegs mein Ziel, »richtig« zu denken. Es genügt mir, überhaupt zu denken. Meine Meinungen will ich nicht bestätigt haben. Was hätte ich davon?

Von meinen Ansichten bin ich überzeugt und schere mich wenig darum, ob sie medienkonform sind oder nicht. Es sind meine. Punktum. Schließlich zahle ich meine Steuern einer Demokratie, die die freie Meinungsäußerung in ihrem Grundgesetz verbrieft hat.

Wichtiger als alles Gerede und Getue ist für mich das Leiden und die Verzweiflung, das Schicksal und die Verantwortung des einzelnen Menschen. Deshalb habe ich mich, ohne viel Tamtam, pflichtbewusst, ein Leben lang um sie gekümmert.

Was immer ich schreibe, dachte Jan Braaderup, ich schreibe in eigener Sache. – Von meinen Nöten, von Glück und Elend, von Wünschen und Hoffnungen. Das, was ich für das Wahre, Gute, Schöne halte, ist mir Motivation und Trost, gleichzeitig aber auch Stütze und Halt, wenn der Weg steinig und dornenreich wird.

Ich schreibe keinen Lebenslauf oder gar eine Autobiografie, dazu bin ich zu unbedeutend. Mein Schreiben ist

Ausdruck einer großen Freude an der Schönheit der Sprache und am Erzählen. Ich habe nicht das geringste Interesse Meinung zu machen. Es geht mir um die Darstellung der Dinge aus eigener Sicht, denn anders, denke ich, geht es nicht.

Wer über die Dinge des Lebens nachdenkt, also philosophiert, benutzt nicht die Schnellstraßen oder Datenautobahnen, er geht über Um- und Abwege, vagabundiert durch die Gegend, bleibt am scheinbar Nebensächlichen hängen, fängt an zu reflektieren, gelangt dabei in Einbahnstraßen oder Sackgassen, verirrt sich, verfehlt oft sein Ziel. Nicht selten verläuft er sich und kennt sich nicht mehr aus. Momente des Hochgenusses für Philosophierende. Es sind die Ausgangspunkte für neue Denkrouen, neue Abenteuer. Die Philosophie braucht weder ein Smartphone noch ein Navigationsgerät. Ihr Outfit ist das eigene Denkkostüm.

Wer auf Denkreisen geht, muss nicht lange Koffer packen. Er hat die Ausrüstung bei sich: Sinnesorgane, Hirn, Herz und Seele.

Braaderup wusste, dass es immer jemanden geben wird, der anderer Meinung ist als er, alles zu konstruiert, zu weit hergeholt findet, kurz miserabel. Dafür gibt es aber auch die, denen es gefällt. Für die wollte er schreiben, und natürlich für sich, weil ihm das Schreiben Spaß bereitet, auch wenn es einsam macht. Zuerst ist man mit sich und seinen Gedanken allein, ist man fertig, rücken alle Neider ab. Doch bleiben die, denen es gefällt, und beleben die Einsamkeit.

Zum Schreiben braucht man nicht viel: Spaß an der Sprache, gute Gedanken, die eine oder andere Idee, einen Menschen, der an einen glaubt, einen Haufen Papier und Bleistifte.

Sprache ist ein Medium, mit dem man zaubern und verzaubern kann. Man kann sie nicht kaufen, sie ist ein Geschenk unserer Ahnen und wurde uns ins Reisegepäck gelegt.

Auf dem Weg zur Menschwerdung ist sie der entscheidende Schritt; nicht das Herunterkommen von den Bäumen.

Hirn macht Sprache und Sprache macht Hirn. Mehr Hirn macht Schrift. Sprache und Schrift sind die wesentlichen Pfeiler des Ich-Bewusstseins.

Das Menschsein definiert sich aus Leib, Seele und dem Produkt der geistigen Tätigkeit. Über Feedback-Mechanismen sind sie miteinander verbunden und voneinander abhängig.

Der Mensch unterscheidet sich von allen anderen Lebewesen durch die Sprache. Wir können Sachverhalte, Situationen und Tatsachen aufzeigen und mitteilen, bei ausgebildetem Denken auch bewusst falsch. Wir diskutieren, bauen Traumschlösser und zerstören uns gegenseitig. Mithilfe der Sprache werden Staaten aufgebaut, durch Propaganda Menschen gegeneinander aufgewiegelt, Kulturen zerstört, aber auch Gedichte geschrieben, Romane, Theaterstücke, Märchen. Man kann Menschen gut zureden oder sie beschimpfen, man kann sie mobben, indem man ihnen die Ansprache verweigert. Man kann Gottes Wort verkünden oder das der Medienmogule, man kann hinhören, aber auch die Ohren verschließen.

Dass ein so facettenreiches Medium Gefahren birgt und einen subtilen Umgang erfordert, besonders in der Kommunikation untereinander, versteht sich von selbst. Hier zeigt sich auch der wesentliche Unterschied zu anderen Lebewesen.

Wir teilen mit der Sprache nicht nur einen inneren Zustand mit, wie es die Pflanzen tun, sie ist auch kein Signal, das eine automatische Reaktion anderer hervorruft, wie bei der »Bienensprache«, sondern wir können etwas darstellen, was nicht unmittelbar gegenwärtig sein muss und was mithilfe der Schrift erhalten bleibt. Wir schreiben Geschichte. Unsere Geschichte.

Der Entwicklungsgrad der Sprache wird zum Ausdruck des kulturellen Niveaus. Der Verzicht auf auch nur ein Wort ist der Verzicht auf ein Stück Kultur. Wer auf seine eigene Sprache verzichtet, im Gegensatz zu den Franzosen sind wir Deutschen auf dem besten Weg dorthin, verzichtet

auf seine Kultur, denn Geschichte, Glauben, Denken, Fühlen, Wissen, Geist und Seele sind in der Sprache gespeichert.

Sprache ist auch für jene wichtig, die etwas zu sagen haben, denn was sie sagen, wird an ihrer Sprache gemessen. Satzbau und Wortwahl gehen wesentlich in die Aussage ein; rücken sie und den Urheber ins entsprechende Licht.

Für Braaderup war Sprache auch Lustgewinn, denn er schrieb, um glücklich zu sein.

Doch Sprache ist auch Magie. Man spinnt den Leser in ein buntes, schillerndes Geflecht feinsten Fasern, die zum Schluss einen Kokon bilden, aus dem es kein Entrinnen gibt. Erzähler und Zuhörer sind sich unbemerkt nahegekommen, lustvoll nah. Die einzige Rettung ist der Weg zueinander. Das Gleiten in die ewige Tiefe – Erlösung und Erfüllung zugleich. Wünsche werden zurückgelassen und man schwelgt in der Seligkeit des Zieles. Jeder Millimeter ist Genuss, jeder Quadratmillimeter reine Lust.

Beim Geschichtenerzählen geht es nicht um Grammatik oder den korrekten Gebrauch von Worten und Sätzen. Beim Erzählen lehnt man sich an das gesprochene Wort. Das ist der beste Weg, den Leser auf Gedankenbahnen mitzunehmen, denn er möchte mit Worten geführt werden und nicht in komplizierten Satzkonstruktionen ersticken.

Mit Worten lassen sich die schönsten Träume aufbauen. Warum enden denn Abende, die mit einem Essen bei Kerzenschein begannen, so oft im Bett? Weil einer gut erzählen kann, mit Worten Luftschlösser oder Lustschlösser baut, – sogar Wasserbetten, die benutzt werden wollen.

Man braucht nicht unbedingt Rosen, um Rosenduft in die Nasen zu zaubern. Alles ist nur eine Frage des Erzählens, denn erzählen bedeutet führen, manchmal sogar verführen.

Braaderup wollte versuchen, einen Lebensabschnitt zu beschreiben. Einen sehr wichtigen. Den Anfang des Pensionärdaseins. Vom stressigen Arbeitsleben in die ruhigen

Fahrwasser des, nicht umsonst so genannten, Ruhestands. Für viele ein Problem. Braaderup war sich unsicher, ob er es schaffen würde, diesen Teil des Lebens mit dem Sinn zu füllen, den er sich wünschte. Eigentlich, so meinte er, ist es der Wichtigste, denn es gilt, mit Weisheit und Lebenserfahrung, die nur das Alter bereithält, etwas Sinnvolles anzufangen.

Als Bücherwurm verlagerte er sein Leben in die Bibliothek. Das war eine herrliche Nische, die er sich, mit Liebe und Sorgfalt, im Laufe der Zeit behaglich eingerichtet hatte. Die Inhalte der Bücher und die Bücher, als Kunstwerk, sollten ihm seine Themen liefern. Hier sah er die Möglichkeit, in Traumwelten abzutauchen und weniger über Realitäten, als über Mythen und Märchen zu schreiben, denn er war mehr im Phantastischen, als in der Wirklichkeit zu Hause.

Braaderup hatte, im Laufe der Jahre, eine eigene Betrachtungsweise für die Dinge des Lebens bekommen. Manchmal verklärt und weltfremd, dann aber wieder scharf denkend und illusionsfrei. Seine Überlegungen sind nicht von übertriebener Erwartung getragen. Individualität geht ihm über alles, deshalb verachtet er Medienmeinungen und die, die sie der Masse zuflüstern.

Seine Betrachtungen, sei es über Mythen oder Märchen, sind auch immer Begegnungen mit sich selbst und müssen stets unter diesem Aspekt gesehen werden. Er hat sich auf den Weg zur Selbstfindung gemacht und versucht dem Bildnis, das er von sich hat, den letzten Schliff zu geben.

Das Buch, das er schreiben will, wird kein Kontinuum sein. Er wird es in Unterkapitel aufteilen, wobei jedes für sich ein abgegrenztes eigenes Ganzes darstellt, das sich harmonisch in das Gesamtbild einpasst. Das heißt, der Roman besteht aus Teilen, die, jedes für sich, ein Ganzes bilden und zusammen ein Ganzes sind.

Die Individualität des Autors ist die beeinflussende Kraft. Deshalb wird das Buch durch eine Menge Zufälle und stets wechselnde Situationen geprägt sein, die zweckmäßig miteinander verbunden sind.

Von Christian Schmidt
ebenfalls lieferbar:

Rhapsodie in Grün

2012. 372 Seiten. Leinen € 19,80

ISBN 978-3-89950-762-1

edition fischer

www.edition-fischer.com